Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur

Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte

Band: 75 (1995)

Heft: 5

Artikel: Amerika : Stein des Anstosses : Anmerkungen zum Phänomen des Anti-Amerikanismus

Autor: Bitterli, Urs

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-165433

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Urs Bitterli

Amerika – Stein des Anstosses

Anmerkungen zum Phänomen des Anti-Amerikanismus

Es lassen sich vielleicht drei Erscheinungsformen von Anti-Amerikanismus auseinanderhalten: die Ablehnung, die einer schmerzlichen, persönlichen Erfahrung entspringt; die Ablehnung, die der Auflehnung des Schwachen gegen den Mächtigen gleichzusetzen ist; und schliesslich jene Ablehnung, die davon ausgeht, die Vereinigten Staaten verkörperten eine Zukunft, wie wir sie lieber nicht haben möchten.

Anti-Amerikanismus der ersten Art lässt sich häufig bei Schriftstellern beobachten, deren Sensibilität und Irritabilität nicht nur die unerlässliche Quelle ihrer Kreativität darstellt, sondern auch zum sich ständig erneuernden Impuls eines fast lustvoll gepflegten Vorurteils werden kann. Häufig wird in diesem Zusammenhang der romantische Dichter *Nikolaus Lenau* genannt, der 1831 nach den USA auswanderte, aber bald, nach kurzem Aufenthalt, enttäuscht nach Europa zurückkehrte. Lenau fand in den Vereinigten Staaten eine ausgebeutete Natur und *«ausgebrannte Menschen»* vor; er beklagte die dortige Kulturlosigkeit sowie den alles dominierenden Materialismus und schrieb: *«Was wir Vaterland nennen, ist hier bloss eine Vermögensassekuranz. Der Amerikaner kennt nichts, er sucht nichts als Geld; er hat keine Idee, folglich ist der Staat kein geistiges und sittliches Institut, sondern nur eine materielle Konvention.*[1]*»* Ähnliche Auffassungen wurden von vielen Auswanderern geteilt, die sich im harten Existenzkampf jenseits des Atlantiks nicht durchzusetzen verstanden und nach ihrer Rückkehr sowohl sich selbst als andern ihr Scheitern zu erklären hatten. Der Anti-Amerikanismus der Rückwanderer fand im 19. Jahrhundert seinen wohl vollständigsten Ausdruck im 1855 erschienenen Roman «Der Amerika-Müde» von *Ferdinand Kürnberger.*

Autoren, deren Anti-Amerikanismus sich auf eine frustrierende Erfahrung im Umgang mit Amerika und den Amerikanern zurückführen liesse, hat es auch im 20. Jahrhundert immer wieder gegeben: *Knut Hamsun, Maxim Gorki, Graham Greene* und *Hans Magnus Enzensberger* könnten als Beispiele dienen. Einer tiefgehenden persönlichen Verletzung ist wohl auch der Anti-Amerikanismus des englischen Philosophen und Schriftstellers *Bertrand Russell* entsprungen, der infolge politischer Intrigen 1940 eine Stelle am «City College» in New York verlor und in den USA, nach seinen eigenen Aussagen, zum Opfer einer *«typical American witchhunt»* wurde[2]. Dass Russell eine streitbare Persönlichkeit und ein überzeugter Pazifist war, wusste man schon vor seinem Amerika-Aufenthalt, und dass er sich gegen die atomare Bewaffnung und gegen den Vietnam-Krieg wandte, erstaunt nicht. Erstaunlich aber ist die fast nur noch psychopathologisch zu deutende Vehemenz seiner Antipathie, die ihn im Zusammenhang mit den Rassenunruhen in den USA Sätze wie den folgenden äussern liess: *«... die amerikanische Regierung begeht ein Genozid, die Taten der Polizei lassen sich durchaus mit jenen der Blockwarte von Auschwitz vergleichen, und die Unruhen der Schwarzen dienen der Rechtfertigung für eine Ausrottungskampagne.*[3]*»* Solche durch das Reizthema «Amerika» ausgelöste Abstürze in zornbebende Emotionalität kontrastieren merkwürdig mit der Luzidität, die das Werk des Engländers gemeinhin auszeichnet.

Deutsche Amerika-Kritik

Die zweite Erscheinungsform des Anti-Amerikanismus, die wir als Auflehnung des Schwachen gegen den Mächtigen

charakterisiert haben, lässt sich zurückführen auf das Jahr 1917, als die USA an der Seite der Entente in den Ersten Weltkrieg und damit in eine Weltmachtrolle eintraten, die vor allem in Deutschland scharfe Kritik auslöste. Diese Kritik wählte sich als Zielscheibe die Persönlichkeit des amerikanischen Präsidenten *Wilson* und war vor allem in jenen bürgerlichen und deutsch-nationalen Kreisen verbreitet, die einen Siegfrieden angestrebt hatten. Die deutsche Amerika-Kritik der zwanziger Jahre liesse sich etwa auf folgenden Kern reduzieren: Man gab sich erstmals Rechenschaft von der globalen amerikanischen Machtstellung und deren Einfluss; zugleich aber rügte man, dass diese Machtstellung sich auf typisch amerikanische Nationaleigenschaften wie Rationalismus, Materialismus, Konformismus und Besitzgier gründe, welche für die kulturellen Werte des Abendlandes eine Bedrohung darstellten. Einer der prominentesten deutschen «Anti-Amerikaner», *Adolf Halfeld,* beglückwünschte sich in seinem 1927 erschienenen Buch «Amerika und der Amerikanismus»[4] dazu, dass zwischen der alten und der «Neuen Welt» ein schützender Ozean liege.

Der Anti-Amerikanismus der Nationalsozialisten übernahm manche Züge früherer Argumentation, die zu einem kompakten Feindbild verdichtet wurden. Durchaus im Gefolge Halfelds ist *Alfred Rosenberg* zu sehen, der 1930 in seinem «Mythos des 20. Jahrhunderts» feststellte: *«Ein echter Kultur- und Lebenstyp wird auch in Amerika nur dann einmal entstehen, wenn die Jagd nach dem Dollar mildere Formen angenommen hat und wenn der heute nur technische Mann über Wesen und Ziel des Daseins nachzudenken beginnen wird.*[5]» Nach der deutschen Kriegserklärung an die USA im Dezember 1941 wurde der Tonfall aggressiver. *Dan Diner* hat in seiner zuletzt zu diesem Thema erschienenen Publikation gezeigt, wie sich in Hitlers Anti-Amerikanismus das traditionelle Vorurteil gegen die expansive kapitalistische Grossmacht mit seinem Antisemitismus vermischte, der sich gegen die *«Verjudung»* von *Roosevelts* politischem und wirtschaftlichem Beraterstab richtete. Allerdings können wir dann Diner nicht mehr folgen, wenn er den Anti-Amerikanismus in unmittelbare Nähe zum Antisemitismus rückt.

Hitler vermischte das traditionelle Vorurteil gegen die expansive kapitalistische Grossmacht mit seinem Antisemitismus.

Mit dem Ende des Zweiten Weltkrieges trat der Anti-Amerikanismus in Deutschland stark in den Hintergrund, obwohl das Machtgefälle vom Sieger zum Unterlegenen in der Präsenz der Besatzungstruppen seinen augenfälligen Ausdruck fand. Doch die durch die Niederlage und den Wegfall der Diktatur bewirkte nationale Identitätskrise leistete einer Anlehnung an den grossen demokratischen Partner jenseits des Atlantiks Vorschub, und der sich anbahnende «kalte Krieg» liess jene Westbindung als dringlich erscheinen, die von *Adenauer* konsequent angestrebt wurde. Bis in die frühen sechziger Jahre blieb ein deutscher Anti-Amerikanismus, der sich gegen das Machtpotential der USA richtete, auf rechts- und linksstehende Randgruppen beschränkt: Jene kritisierten etwa das Nürnberger Kriegsverbrechertribunal und die Entnazifizierungsmassnahmen als anmassenden Eingriff in die eigenen Angelegenheiten und griffen auf bekannte Argumentationsmuster zurück; diese schlossen sich der offiziellen Ideologie der Deutschen Demokratischen Republik an, deren wichtiger Bestandteil die Kapitalismus- und Imperialismuskritik an den USA geworden war.

Protest gegen das Vietnam-Engagement der USA

Ein erneutes Aufleben des Anti-Amerikanismus lässt sich in den frühen sechziger Jahren beobachten, und seither hat sich die Tendenz zum Widerspruch in wechselnder Erscheinungsform und Stärke bis zum Golfkrieg fortgesetzt. Unverkennbar stellte das wachsende militärische Engagement der USA in Vietnam den Hauptanlass für diesen neuen Anti-Amerikanismus dar. Der Protest gegen dieses Engagement wurde bekanntlich vorwiegend von Studentenbewegungen getragen; er gewann eine bemerkenswerte Reichweite mit Stützpunkten in Berkeley, Paris und Berlin; und er mündete rasch ein in pauschale Verteufelung der westlichen Grossmacht, deren politischen, wirtschaftlichen und militärischen Imperialismus man nicht nur in Vietnam, sondern auch in der Dritten Welt und – weniger ostentativ, aber hinterhältiger – in Europa am Werke sah. In der Bundesrepublik Deutschland, deren exponierte Frontsituation nach dem

Mauerbau von 1961 allgemein sichtbar geworden war, gewann der Studentenprotest deshalb einen besonderen Charakter, weil nach der Bildung einer «Grossen Koalition» zwischen CDU/CSU und SPD im Jahre 1966 die parlamentarische Opposition weitgehend verstummte. Nun waren es die verschiedenen Gruppierungen einer «Ausserparlamentarischen Opposition», die zum Gefäss eines besonders virulenten Anti-Amerikanismus wurden, der sich dadurch von seinen früheren Varianten abhob, dass er diesmal von der politischen Linken ausging. Als weithin sichtbares Fanal wirkten die Erklärungen, die *Hans Magnus Enzensberger* abgab, als er 1967 ein «Felloswship» in den USA aufgab und zum Entsetzen seiner Gastgeber nach Kuba verreiste. Enzensberger erklärte die politische Elite der USA zum Weltfeind, der mit allen Mitteln, vom *«Ausrottungs-Bombardement bis zu den ausgefeiltesten Techniken der Bewusstseins-Manipulation»* die wirtschaftliche und militärische Hegemonie über den Globus zu erreichen suche[6].

Dem Protest gegen das amerikanische Vietnam-Engagement flossen in der Bundesrepublik Deutschland auch jene kritischen Energien zu, welche sich schon in den fünfziger Jahren gegen den Eintritt in das Verteidigungsbündnis der Nato, gegen den Aufbau der Bundeswehr sowie gegen atomare Bewaffnung und Stationierung atomarer Waffen gewandt hatten; auch wurden neben ausserparlamentarisch-politischen Antrieben solche religiöser Art wirksam, was sich in der zwischen 1961 und 1968 stark anwachsenden Zahl von Teilnehmern an Ostermärschen ausdrückte. Ein spezifischer Aspekt des deutschen Anti-Amerikanismus jener Zeit ist darin zu sehen, dass die jungen Menschen, von denen er vorwiegend getragen wurde, das Verhalten ihrer Elterngeneration unter dem «Dritten Reich» kritisch reflektierten, der sie vorwarfen, ihre Schuld nicht verarbeitet und im Sinne einer Verdrängung die Autorität *Hitlers* durch die Ersatz-Autorität der USA ersetzt zu haben. Daher die häufige Gleichsetzung der USA mit dem durch den kommunistischen Sammelbegriff des «Faschismus» gebrandmarkten Nationalsozialismus, wie sie in der skandierten Formel «USA-SA-SS» ungezählter demonstrierender Sprechchöre ihren Ausdruck fand. Diese Gleichsetzung amerikanischer Macht mit Polizeistaatsmethoden lässt sich auch in der Pariser «Mai-Revolution» beobachten; doch dort entfiel ein vergleichbarer Vorwurf an die ältere Generation, und so sehr man auch den Staatspräsidenten *de Gaulle* bekämpfte – eine Anlehnung an die USA konnte man seiner politischen Führung nicht vorwerfen[7]. Vielleicht liessen sich drei Hauptquellen, aus denen sich der Anti-Amerikanismus der deutschen Studentenbewegung speiste, nennen: das Unbehagen über eine *translatio imperii*, welche die strategisch besonders exponierte Bundesrepublik in die Rolle eines Satelliten Amerikas zu drängen schien; ein stark emotional geprägter Pazifismus, der durch die Fernsehberichterstattung aus Vietnam, welche die Hilflosigkeit der dortigen Bevölkerung wirkungsvoll mit der militärtechnischen Überlegenheit der USA kontrastierte, immer neu belebt wurde; ein Antikapitalismus, der die Kapitalismuskritik der kommunistischen Regierungen, die sich auf das Konzept der «friedlichen Koexistenz» geeinigt hatten, an Radikalität noch übertraf. Freilich blieb dieser Anti-Amerikanismus immer nur ein Teilaspekt der studentischen Auflehnung, und er äusserte sich in der Regel in jenen friedlichen Protestformen von Provokation und Demonstration, die man den amerikanischen Kommilitonen abgeguckt hatte. Aber es kam auch zu kriminellen Gewalttaten wie den Anschlägen auf US-Hauptquartiere in Heidelberg und Frankfurt sowie auf den amerikanischen Sender «Radio Free Europe», die dem terroristischen Umfeld der «Roten Armee Fraktion» zuzuordnen waren[8].

Es waren die verschiedenen Gruppierungen einer «Ausserparlamentarischen Opposition», die zum Gefäss eines besonders virulenten Anti-Amerikanismus wurden.

Distanzierung von den Supermächten

Mit dem Beginn der von der sozialliberalen Regierung *Willy Brandts* und *Walter Scheels* vorangetriebenen Entspannungspolitik im Osten trat in den siebziger Jahren eine neue Komponente des Anti-Amerikanismus hervor. Sie war gekennzeichnet durch die moralische Gleichsetzung der beiden Supermächte USA und Sowjetunion, deren staatliche Ordnungen wenn nicht als bedrohlich, so doch als wenig vorbildlich empfunden wurden und denen gegenüber man sich auf eine abwägende

Position der Äquidistanz zurückzog. Bereits 1967 hatte *Graham Greene*, dessen Roman «The Quiet American» 1955 auf prophetisch anmutende Weise das amerikanische Vietnam-Debakel vorweggenommen hatte, die westliche Welt mit der Äusserung erzürnt, dass, wenn er seinen Wohnsitz wahlweise in der Sowjetunion oder in den USA beziehen könnte, er Russland vorziehen würde[9]. Stellungnahmen, die in ähnliche Richtung zielten, finden sich bei Schriftstellern und Publizisten jener Zeit, selbst bei schweizerischen, nicht selten, auch wenn sie sich heute ungern daran erinnern lassen. In einer Rede auf einem ausserordentlichen Parteitag der sozialdemokratischen Partei der Schweiz im Jahre 1971 sagte *Günter Grass: «Kapitalismus und Kommunismus: die beiden so konservativ verfestigten Blöcke verstehen sich jeweils als hierarchischer Aufbau. Führungseliten herrschen. Aufsichtsräte und Mitglieder des Zentralkomitees entscheiden als selbstherrliche Kollektive. Macht wird von oben nach unten ausgeübt und verwaltet. Dem Volk oder – von oben gesehen – der unwissenden Masse wird im Osten die Mitbestimmung vorenthalten, soll im Westen die Mitbestimmung vorenthalten werden»*[10]. Die Unterschiede im östlichen und westlichen Gesellschaftssystem erscheinen in solcher Äusserung als geringfügig: bloss dass im Osten schon erreicht ist, was im Westen noch werden wird.

Die sowjetische Invasion in Afghanistan im Jahre 1979, die sich zum Vergleich mit dem Vietnam-Krieg anbot, leistete einer Gleichsetzung der beiden Supermächte zusätzlichen Vorschub. Man suchte nach Beispielen für ähnliche Versuche neokolonialer Machtentfaltung auf seiten der USA und fand sie, wenn auch in weniger eindeutiger Form, in Lateinamerika. Zwar hatte sich der Enthusiasmus, der zehn Jahre zuvor aus studentischen Kreisen Persönlichkeiten wie *Fidel Castro* und *«Che» Guevara* zugeströmt war, verflüchtigt; aber das Regime *Pinochet,* in welchem man den «verlängerten Arm» amerikanischer Machtaspirationen erblickte, löste in Deutschland einen lang fortwirkenden Solidarisierungseffekt gegenüber der *«geknechteten chilenischen Bevölkerung»* aus. Eine vergleichbare Solidarisierung der Linken erfolgte nach 1979 gegenüber Nicaragua, als man den Erfolg des sozialrevolutionären Volksaufstands gegen *Somoza* durch die Einmischung der USA gefährdet und eine unabhängige Entwicklung des Landes behindert sah. Mit der US-Invasion auf der Karibik-Insel Grenada im Jahre 1983 schien sich die Vorstellung eines verdeckt und offen operierenden Expansionismus der USA in Lateinamerika zu bestätigen, eines Expansionismus, der, so fürchteten insbesondere deutsche Kritiker, eines Tages auch in ihrem Lande militant wirksam werden könnte. Zur karikierend überzeichneten Schiessbudenfigur solcher Kritik wurde Präsident *Ronald Reagan,* dessen Berlin-Besuch im Jahre 1982 heftige anti-amerikanische Demonstrationen auslöste.

Die Unterschiede im östlichen und westlichen Gesellschaftssystem erscheinen in solchen Äusserungen als geringfügig.

Das Misstrauen gegenüber der technokratischen Führungsmacht

Im Jahre 1946 bereiste der Wissenschaftsjournalist *Robert Jungk,* tief erschüttert von den Vernichtungsmöglichkeiten, welche die Atombomenabwürfe über Hiroshima und Nagasaki vor Augen geführt hatten, die Vereinigten Staaten und besichtigte eine Reihe von Forschungslaboratorien. In seinem 1952 erschienenen Bestseller «Die Zukunft hat schon begonnen» und in weiteren Büchern, die sich kritisch mit dem atomaren Wettrüsten auseinandersetzten, warnte er vor der Hybris eines ethisch nicht mehr kontrollierten Fortschrittsglaubens und vor dem hemmungslosen Einsatz der Technik zur Ausbeutung natürlicher Ressourcen. *«Gottes Platz zu besetzen»,* schrieb Jungk, *«seine Taten zu wiederholen, einen eigenen menschengemachten Kosmos nach menschengemachten Gesetzen der Vernunft, Vorhersehbarkeit und Höchstleistung neuzuschaffen und zu organisieren: das ist das wirkliche Fernziel Amerikas.*[11]*»*

Ein solcher Anti-Amerikanismus, der den von keinen Zweifel angekränkelten technischen und ökonomischen Wachstumszwang als Wesensmerkmal amerikanischer Mentalität deutet, hat in den letzten zwei Jahrzehnten in Deutschland und anderswo vor allem drei Gesinnungsgruppen erfasst: die Vertreter der Friedensbewegung, die Kernkraftgegner und die Umweltschützer. Innerhalb der Friedensbewegung hat sich der Protest 1979 im Zusammenhang mit dem Nato-Doppel-

beschluss zur Stationierung bodengestützter amerikanischer Mittelstreckenraketen entzündet; während einer Aktionswoche im Jahre 1983 sind nach Schätzungen der Veranstalter gegen drei Millionen vorab jugendlicher Demonstranten mobilisiert worden. Auch die Kernkraftgegner, die sich vielfach aus Kreisen der Friedensbewegung rekrutierten, haben ihren teilweise anti-amerikanisch motivierten Protest, der zwischen kriegerischem und zivilem Gebrauch der Atomkraft nur einen graduellen Unterschied einräumt, bis in die jüngste Gegenwart fortgesetzt. Erfolgreich sind auch die Anhänger der Ökologie-Bewegung gewesen, die mit gezielten Bürgerinitiativen begannen und sich 1980 in der Bundesrepublik als Partei der «Grünen» konstituierten: In ihren Reihen ist das Bild eines Amerika, das in naivem Zukunftsoptimismus und im pragmatischen Glauben an die technische Machbarkeit von allem und jedem einen fatalen Irrweg beschritten hat, besonders virulent geblieben.

Tocqueville wollte die Zukunft der eigenen Kultur am Beispiel der amerikanischen Gegenwart studieren.

Es ist bezeichnend für diese neueste Variante des Anti-Amerikanismus, dass der Golfkrieg von 1991 nicht nur in herkömmlicher Weise als brutaler machtpolitischer Übergriff kritisiert wurde; scharf getadelt wurde nun auch die Art der Kriegsführung, der man vorwarf, ein hochtechnisiertes Arsenal modernster Waffen mit der klinisch-sauberen Präzision eines chirurgischen Eingriffs eingesetzt und erprobt zu haben, ohne auch nur einen Gedanken an das Leid und Elend der Opfer zu verschwenden. Eine solcher Sehweise entspringende Einschätzung findet sich in einer Reportage des Schweizer Schriftstellers *Niklaus Meienberg,* in dessen Gesamtwerk der Anti-Amerikanismus – ausgelöst durch das frustrierende Erlebnis eines USA-Aufenthalts – verschiedentlich spürbar wird. Unter dem Titel «Wargasm on Constitution Avenue» werden die Siegesfeiern in Washington als fröhliches Jahrmarktspektakel gesehen: Offiziere unterhalten sich beim kalten Buffet und den *«lüpfigen Weisen»* einer *«Army-Band»* über den Krieg wie über einen Sportanlass; froh gestimmte Kinder besichtigen in einer Ausstellung von Kriegsgerät die *«entzückenden Raketen»;* der Oberkommandierende *Norman Schwarzkopf* wird als *«erfolgreichster schmerzloser Schlächter»* vorgestellt[12].

«Ami go home»

Der Anti-Amerikanismus, der sich in der Auflehnung derer entlädt, die sich einem weit überlegenen Machteinfluss ausgesetzt und ausgeliefert fühlen, hat in den letzten Jahren auch in Buchform einen unverhüllten Ausdruck gefunden. So hat etwa *Rolf Winter,* ehemaliger Chefredaktor von «Stern» und «Geo», in seinem Buch «Ami go home» die Vereinigten Staaten als eine Macht bezeichnet, deren Wesen sich in der Anwendung von Gewalt gegen innen wie gegen aussen erschöpfe und deren Bekenntnis zur Demokratie längst vom Bekenntnis zur «monecracy» abgelöst worden sei; höchste Zeit sei es, dass die Bundesrepublik Deutschland, *«ein amerikanisches Erzeugnis»* und ein *«Satellit»,* sich aus den Fängen dieser Nation rette[13]. Zu ähnlichen Einsichten gelangt der durch seine Polemik gegen die katholische Kirche bekannte *Karlheinz Deschner,* der, angeregt durch den Golfkrieg, die ganze Geschichte Nordamerikas Revue passieren lässt. In seinem Buch mit dem bösen Titel «Der Moloch» wird vor dem Leser ein Schauerroman ausgebreitet: Keine Unterstellung, Verdrehung, Verdächtigung und Verunglimpfung wird ausgelassen, um zu zeigen, dass Amerika in seinem Machtstreben skrupellos und unersättlich, dass seine führenden Persönlichkeiten ahnungslos und bestechlich sind und dass – dies das schlimmste von allem – der vielberufene demokratische und christliche Geist der Nation zur Farce verkommen seien. Das Fazit von Deschners Philippika: *«Dieses Land kennt nur drei Argumente, drei Kräfte, drei Ideale: Gewalt, Geld und Heuchelei.*[14]*»*

Die dritte Erscheinungsform des Anti-Amerikanismus, die wir eingangs erwähnt haben, geht aus von der Überzeugung, die Vereinigten Staaten verkörperten eine Zukunft, wie sie für uns Abendländer nicht wünschbar sei. Auch dieser Anti-Amerikanismus ist durchdrungen von der Evidenz einer unentrinnbaren Machtstellung der USA und von der Annahme, dass dieses Land in seinem Entwicklungsgange der europäischen Geschichte vorausgeeilt sei. Als *Alexis de Tocqueville* vor 150 Jahren Nordamerika bereiste, tat er dies als Zeitreisender: Er wollte die Zukunft der eigenen Kultur am Beispiel der amerikanischen Gegenwart studieren. In den Ver-

einigten Staaten erblickte der Franzose eine Nation, die den Weg der Demokratisierung und der Angleichung der Lebensbedingungen und Lebenschancen bereits beschritten hatte, einen Weg, der als *fait providentiel* auch für Europa vorgesehen war. *«Ich gestehe»,* schreibt Tocqueville im Vorwort seines Buches «De la démocratie en Amérique», *«in Amerika habe ich mehr als Amerika gesehen; ich habe dort ein Bild der Demokratie selbst, ihres Strebens, ihres Wesens, ihrer Vorurteile, ihrer Leidenschaften gesucht; ich wollte sie kennenlernen, und sei es auch bloss, um zu erfahren, was wir von ihr zu erhoffen oder zu befürchten haben*[15]*.»* Zu erhoffen oder zu befürchten: Tocqueville war ein viel zu kluger, zu differenzierter Betrachter, um nicht Vor- und Nachteile der amerikanischen Entwicklung sorgfältig gegeneinander abzuwägen. Aber er verschweigt nicht seine Befürchtungen: dass die Gleichheit der Rechte einer allgemeinen Nivellierung und Uniformität des geistigen Lebens Vorschub leisten könnte; dass die öffentliche Meinung zu einer Art von modernem Tyrannen werden könnte; dass der sich notwendig entwickelnde Individualismus auch zur Vereinzelung und Isolation des Menschen führen würde, usw.

Als nachdenklich gestimmter Interpret amerikanischer Zustände hat Tocqueville in Europa viele Schüler gehabt. Zu ihnen mag man den baltischen Grafen *Hermann Keyserling* zählen, einen gebildeten, etwas skurrilen und sehr konservativen Privatgelehrten, der vor dem Ersten Weltkrieg eine Weltreise unternahm und 1918 darüber in seinem viel gelesenen «Reisetagebuch eines Philosophen»[16] berichtete. Gegen den Schluss seines umfangreichen Werks kommt Keyserling auf die USA zu sprechen, und zwar in durchaus abwägender Weise. Tief beeindruckt von seinem vorangehenden Indienaufenthalt betritt der Reisende in Kalifornien eine andere Welt. Hier strömt das Leben nicht mehr im ruhigen Einklang mit der Natur dahin, sondern es wird zielstrebig gelenkt und macht sich die Natur untertan. Leistung, Erfolg, Profit, Aufstieg, Fortschritt sind hier alles; der Geist wird umgewandelt in Materie, der Idealismus verkümmert zur Zweckhaftigkeit. Die Amerikaner erscheinen als Kinder in den Flegeljahren; sie haben den alten, dekadenten, neurasthenischen Europäern ihre Unverbrauchtheit, Aufrichtigkeit und Vitalität voraus: Daran liesse sich eigentlich ein Beispiel nehmen.

Im «Reisetagebuch eines Philosophen» wird das Verhältnis von Europa zu Amerika dem Verhältnis von Kultur und Zivilisation gleichgesetzt: hier schöpferische, sinnstiftende Tat; dort flache, entseelte Produktivität. Bemerkenswert übrigens die Gleichzeitigkeit des Geistigen zwischen Keyserling und *Oswald Spengler,* der in seinem «Untergang des Abendlandes»[17] die beiden Begriffe ähnlich einsetzt und auch in seinem Urteil über die USA dem baltischen Grafen nahesteht.

Kulturpessimismus und Zivilisationskritik

Dass ein Anti-Amerikanismus, der sich aus solch konservativem Kulturpessimismus speist, auch in der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts keineswegs ausgespielt hat, ist offensichtlich. Zu deutlich werden in unserer Konsumgesellschaft Impulse wirksam, deren Ursprung sich in den USA orten lässt: *«Die moderne Kulturindustrie»,* schreibt der Soziologe *Arnold Hauser, «hat durch ihren puren Umfang, die Menge und die Ubiquität ihrer Produkte eine Macht zweifelhaften Wertes über ihre Konsumenten gewonnen. Die Sprache von Hollywood und der Bestseller ist zur ‹lingua franca› des Abendlandes geworden.*[18]*»* Da liegt es denn nahe, das Unbehagen an der Kultur unserer Moderne durch den Vorwurf an den Sündenbock jenseits des Atlantiks zu beruhigen. Die Befürchtungen, die schon Tocqueville und Keyserling umtrieben, beleben sich neu. Ist die kulturelle Produktion nicht längst zur seriell reproduzierten und professionell propagierten Ware geworden, deren Wert nicht mehr an ihrem Gehalt, sondern am Geld, das sie einbringt, gemessen wird? Hat nicht das aus den USA importierte *Happening* die ästhetischen und sittlichen Beurteilungskriterien verwirrt und einer kreativen Beliebigkeit den Weg geebnet, wie sie für die geistige Orientierungslosigkeit unserer Zeit verantwortlich zu machen ist? Illustriert nicht der Qualitätsschwund eines auf hohe Einschaltquoten als letzter Instanz abzielenden Fernsehens, dass jene *«tyrannie de la majorité»,* die Tocqueville in den USA kommen sah, auch bei uns

Es gibt – etwa im Umfeld der «Grünen» – durchaus Anzeichen dafür, dass sich Kulturpessimismus und Anti-Amerikanismus zu einer zugkräftigen Allianz verbinden könnten.

längst Wirklichkeit geworden ist? Das sind in der Tat ernstzunehmende Fragen, die sich dem traditionsbewussten Kulturkritiker stellen und die sich leicht gegen Amerika wenden lassen, wobei man sich die Überlegung spart, ob es mit unserer Kultur nicht auch ohne die USA irgendwann so weit gekommen wäre. Freilich ist dieser kulturkritische Anti-Amerikanismus weniger laut als der Anti-Amerikanismus der Friedensbewegung, der Atomkraftgegner und der «Grünen»; seine Vertreter pflegen eher ein elitäres Bewusstsein und sind sich im übrigen der Vorteile bewusst, welche die aussenpolitische und wirtschaftliche Anlehnung an die westliche Supermacht auf die europäische Gesellschaftsentwicklung gehabt hat. Aber es gibt – etwa im Umfeld der «Grünen» – durchaus Anzeichen dafür, dass sich Kulturpessimismus und Anti-Amerikanismus zu einer zugkräftigen Allianz verbinden könnten.

Der europäische Anti-Amerikanismus tritt in wechselnder Gestalt auf, er schwankt in seiner Intensität und lässt sich nicht ohne weiteres bestimmten parteipolitischen oder sozialen Gruppierungen zuordnen. Zudem hat es neben anti-amerikanischen immer auch pro-amerikanische Strömungen gegeben, und es bleibt erstaunlich, dass die letzteren in der Fachliteratur seltener thematisiert worden sind[19]. Dabei liessen sich dem enttäuschten Urteil Nikolaus Lenaus mit Leichtigkeit begeisterte Urteile erfolgreicher Auswanderer zur Seite stellen; der Groll über *Wilsons* Europa-Politik hielt die Industriellen der Weimarer Republik nicht davon ab, sich in Detroit über die betriebswirtschaftlichen Methoden *Henry Fords* zu informieren; und es wäre interessant zu wissen, wieviele unter den Jugendlichen, die gegen die Stationierung amerikanischer Raketen protestierten, gleichzeitig Geld für eine private USA-Reise sparten. Auch darf nicht in Vergessenheit geraten, dass es den Anti-Amerikanismus auch in den USA gibt, falls dieser Begriff dort noch seinen Sinn hat: Man hat jenseits des Atlantiks seinen Tocqueville sehr wohl gelesen, und kritische Kommentatoren der amerikanischen Gesellschaftsentwicklung wie der frühere Diplomat *George F. Kennan,* der Historiker *Stanley Hoffmann* oder der Soziologe *Daniel Bell* können vom europäischen Anti-Amerikanismus wenig lernen, haben sie doch diesem die intime Kenntnis ihres Landes voraus. Denn dies bleibt wohl zuletzt die gravierendste Schwachstelle des europäischen Anti-Amerikanismus: dass er über die USA weit weniger aussagt, als über die eigene Befindlichkeit. ✦

[1] Zit. n. D. Diner, «Verkehrte Welten. Anti-Amerikanismus in Deutschland», Frankfurt 1993, S. 42.
[2] B. Russell, «The Autobiography of Bertrand Russell», Bd. II, London 1968, S. 219.
[3] Zit. n. P. Hollander, «Anti-Americanism. Critiques at Home and Abroad 1965–1990», New York 1992, S. 373.
[4] Zit. n. P. Berg, «Deutschland und Amerika 1918–1929. Über das deutsche Amerikabild der zwanziger Jahre», Lübeck 1963, S. 140.
[5] Zit. n. E. Fraenkel, «Amerika im Spiegel des deutschen politischen Denkens», Köln 1959, S. 314.
[6] Zit. n. Diner, op. cit., S. 145.
[7] Vgl. R. F. Kuisel, «Seducing the French. The Dilemma of Americanization», Berkeley 1993.
[8] E. P. Müller, «Anti-Amerikanismus in Deutschland. Zwischen Care-Paket und Cruise Missile», Köln 1986, S. 102. G. Moltmann, «Deutscher Anti-Amerikanismus heute und früher»; in O. Franz, Hrsg., «Vom Sinn der Geschichte», Stuttgart 1976. W. Wagner, «Das Amerika-Bild der Europäer»; in: K. Kaiser, und H.-P. Schwarz, Hrsg., «Amerika und Westeuropa», Stuttgart 1977.
[9] Zit. n. Hollander, op. cit., S. 376.
[10] G. Grass, «Angestiftet, Partei zu ergreifen», München 1994, S. 184.
[11] R. Jungk, «Die Zukunft hat schon begonnen», Bern 1952, S. 14.
[12] N. Meienberg, «Wargasm on Constitution Avenue»; in: «Zunder, Überfällt, Übergriffe, Überbleibsel», Zürich 1993, S. 35.
[13] R. Winter, «Ami go home. Ein Plädoyer für den Abschied von einem gewalttätigen Land», Hamburg 1989.
[14] K. Deschner, «Der Moloch. Zur Amerikanisierung der Welt», Stuttgart 1992, S. 21.
[15] A. de Tocqueville, «Über die Demokratie in Amerika», Bd. I, aus dem Französischen von Hans Zbinden, Zürich 1987, S. 26.
[16] H. Keyserling, «Das Reisetagebuch eines Philosophen», Bd. II, Darmstadt 1920.
[17] O. Spengler, «Jahre der Entscheidung», München 1961.
[18] A. Hauser, «Soziologie der Kunst», München 1974.
[19] Entsprechende Hinweise finden sich bei Fraenkel, op. cit. und K. Weigelt, Hrsg., «Das Deutschland- und Amerika-Bild. Beiträge zum gegenseitigen Verständnis beider Völker», Melle 1986.